

Jüngste deutsche Autoren

Autor(en): **Mann, Klaus**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 10

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jüngste deutsche Autoren

Von Klaus Mann

Eine der vornehmsten modern-geistigen Zeitschriften Deutschlands, der *Neue Merkur* in München, hatte, bevor sie an den wirtschaftlichen Nöten zugrundegehen musste, als letzten und bestimmt nicht schlechtesten Gedanken den Plan gefasst, die beste Prosaarbeit eines *unter-dreißig-jährigen* Autors preiszukrönen – die schönste Leistung eines jugendlichen Erzählers.

Vielleicht, dass bei dieser Gelegenheit sich etwas gefunden hätte, vielleicht, dass durch solch äußeren, lockenden Anlass etwas zutage gekommen sein würde. Denn: wo sind sie, die Erzählungen unserer Generation? Wo sind sie denn, die vielen Romane, die Beichten, die Märchen, die abzulegen, die zu erzählen wären? Ist dieses Schweigen nur Scham? Ist es Überdruß an einer literarischen Form – der epischen eben –, der man Neues nicht mehr abgewinnen zu können glaubt? Überdruß an der Literatur überhaupt? In Frankreich, will es uns scheinen, ist literarischer Nachwuchs viel leichter zu finden, in Sternheims *Lutetia* konnte man zornig aufgezeichnet finden, dass in Paris die Berühmtheiten «um die zwanzig herum» beinahe unzählbar seien. Dort hat eine gewandtere Jugend ihren Ausdruck viel rascher gefunden, schon haben sich Gruppen gebildet, schon hat man sich organisiert, die Surrealisten sind da – während bei uns alles vereinzelt, zerstreut und verworren scheint. Die letzte literarische «Richtung» ging von jener krassen Zwischengeneration der Brecht und Bronnen aus, ihr verdanken wir Werke, die beinahe genial sind, den *Moreau* Klabunds, den *Ostpolzug* Bronnens, Bert Brechts *Baal* und *Trommeln in der Nacht*. Aber ich glaube nicht, dass Dichter von der Art der Brecht und Bronnen, so verblüffend und faszinierend sie als Talente sind, ihrer extremen, polternden geistigen Orientierung wegen, für die Jugend die eigentlichen Sprecher und Stellvertreter noch heute bedeuten können, ich glaube nicht, dass die Jugend in ihnen sich wiedererkennen soll. Bert Brecht, über seine Stellung zur vorigen Generation befragt, antwortete kürzlich: «Ich gebe zu, dass mir die Werke der letzten Generationen mit wenig Ausnahmen wenig Eindruck machen. Ihr Horizont scheint mir sehr klein, ihre Kunstform roh und blindlings

übernommen, ihr kultureller Wert verschwindend.» Ich glaube nicht, dass in solchen Pöbelsätzen eine deutsche oder europäische Jugend ihre Meinung ausgesprochen findet.

Ich suche nach jungen Autoren, die ich für charakteristisch halte, und ich finde nicht viel. Auf die paar aber, die ich weiß und kenne, will ich so nachdrücklich hinweisen, als ich nur kann. Die drei jungen Schriftsteller, die ich meine, sind untereinander äußerst verschieden, ja, sich beinahe entgegengesetzt – gemeinsam ist ihnen nur die Generation, aus welcher sie stammen, und dass sie alle *einer* Jugend wahrhaftiges Zeugnis sind. Ihre Namen werden vielen noch fremd sein: sie heißen Erich Ebermeyer, W. E. Süskind und Martin Raschke.

Erich Ebermeyer ist schon ein wenig bekannt. Sein Novellenbuch *Doktor Angelo* wurde in der Presse sehr vielfach beachtet. Diese Erzählungen waren von einer Schwermut, die nie zerfloss, die herb und gehalten blieb, um sie war der Atem einer neuen, männlichen Reinheit. Sie standen geistig und stimmungsmäßig der Jugendbewegung nicht fern, wenngleich sie noch nicht deren aufbauenden und überschwänglichen Optimismus teilten, sondern ihr Schönstes vielmehr im schwermütig lächelnden Pathos des Verzichtes lag. Aber was vielleicht das Wesentlichste, Zukünftigste an der Jugendbewegung ist – jenes neue, unschuldig-vitale Gefühl für den Körper – machte auch den Inhalt dieser Novellen aus. Nur dass die Körperliebe hier nicht zugreifend war, nicht aktiv, nicht siegend, oder auch nur vom Willen zum Siege erfüllt – sondern melancholisch, abgewendet und hoffnungslos von vornherein.

Von den drei in Moll ausklingenden *Doktor Angelo*-Novellen war der Weg zum Sieg des Lebens leicht zu denken – *Sieg des Lebens* nannte Ebermeyer seinen ersten Roman. Jetzt vollzieht sich der Durchbruch von der Melancholie zur Bejahung, vom weggewendeten Stehenbleiben zum lachenden Weitergehen.

Der *Sieg des Lebens* ist eine Entwicklungsgeschichte. Einem jungen Menschen drohen viele Gefahren, schwierige Krisen gilt es zu überwinden, aber am Schluss ist große Freudigkeit da. Er steht hoch oben, auf einem Berg, und er erkennt die ewige, geheimnisvolle und unschuldige Bewegtheit des Lebens. « Er war nahe allen Menschen », heißt es von ihm, « nahe und vertraut allem Lebenden und verwoben in aller Schicksal. Mit gebreiteten Armen stand er da, bereit zum Leben – erfüllt mit kühner, freudiger Sehnsucht. »

Wer weiß, ob dieser in der Stunde, da er « mit gebreiteten Armen » steht, nicht ebenso einsam ist wie die anderen, in den ersten Novellen,

die alleine starben. Aber jetzt liegt ein Leuchten über diesem Verzicht, die Einsamkeit ist, jenseits jedes Schmerzes, positiv erlebt, er ist jetzt « verwoben in aller Schicksal ». Ein strahlendes, leidenschaftlich unbedingtes Nietzsche-Wort ist vor das Buch als Motto gesetzt: « Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermütige Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die tiefste, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene. »

Freilich ist auch in diesem Roman die melancholische Gegenfigur enthalten; es ist die Mutter des Jünglings. Ihre Liebe zum Sohn ist ihre Liebe zur Jugend, und es fällt ihr schwer, zu verzichten. Ihr Begehren wird gefährlich, unklar und sinnlich, es droht schon zum Verhängnis zu werden. Das Erlebnis der Frau, die der Jüngling hinter sich lässt, ist im Grunde das gleiche wie das der Männer in den Novellen, denen es zugeteilt war, einsam zu sterben. Aber das Schwergewicht liegt hier auf dem Sohne, nicht auf der in Begehren verstrickten Frau, es kommt hier auf den Geliebten, nicht auf den Liebenden an. Wir sehen die Mutter zuletzt als Zusammengesunkene, beinahe mit Härte wenden wir uns von ihr ab. Sie wird sich abzufinden haben.

So ist das Buch, das im Sprachlichen das Sentimentale nicht stets ganz vermeidet, durchaus unsentimental, fast grausam im Inhalt. Die Tragödie der Alternden ist im Grund nicht gelöst, sie bleibt bei dem welken Bewerber, dem ihr Herz nicht gehört. Der Geliebte aber, der Sohn, steht, wenngleich einsam auch er, auf dem Berge hoch oben, mit gebreiteten Armen. Die Art, auf die diese beiden Schicksale miteinander verwoben sind, das der einsam Zurückbleibenden und das des einsam Weiterstürmenden – macht vielleicht den eigentlichen Reiz und Wert dieses Buches aus.

Sein Wesentliches also ist im Inhalt zu suchen, es kommt auf die Entwicklung der Menschen an, auf das, was erlebt wird – *nicht* auf die Beobachtung des Unfassbaren, Kleinen, nicht auf das, was zwischen den Zeilen geheimnisvoll steht, nicht auf den Stil.

Bei W. E. Süskind aber liegt das Neuartige durchaus im Sprachlichen, in der kleinen Beobachtung, in dem Blick, mit dem er die Dinge und Körper sieht, der witzig ist, boshaft und ehrfurchtsvoll zugleich. Er ist europäischer geschult – während Ebermeyer durchaus deutsch als Erscheinung ist – man spürt das Vorbild Hamsuns, Dostojewskis, aber andererseits Franz Kafkas, dem seine Verehrung gehört. Nicht *was* er erzählt, ist neuartig, sondern *wie* er erzählt. Sein erstes Buch erschien in der *Falken*-Sammlung der Deutschen Verlagsanstalt, es war eine Novelle, und

er nannte sie beinahe sentimental *Das Morgenlicht*. Mir scheint diese durchaus sonderbare Geschichte von dem schweren, ratlosen, gottlosen jungen Mädchen, das am Ende ermordet wird und tot im Lehnstuhle sitzt, wirklich *modern* zu sein – um dies anziehende Wort, das so vielerlei Klangfärbungen hat, in seinem ernstesten Sinn zu gebrauchen. So hat man früher nicht Liebesgeschichten erzählt, so nicht von der Begehrten, der geheimnisvoll Angebeteten gesprochen: so sachlich, so hart, so wunderbar-humoristisch, so grausam, so unsentimental ganz und gar – mit so schwelender, leiblicher, sinnlicher Glut ganz hinten im Unterton. So ergreifend war es noch nie, wenn es dann losbrach, nachdem doch so viel Unbarmherziges geäußert worden war, nachdem man doch so viel gespottet hatte: «Die Wahrheit aber, enthüllt, hieß schrecklich einfach: dass ich sie liebte, dass ich ergeben war ihrem Leib und ihrem Bild, ihren Worten und dem Nachhall davon in mir, dass ich – böse, immer zum Überschlagen, immer zum Hass bereit – aussichtslos liebte ihren gesenkten Nacken, ihren hölzernen, schiebenden Gang, ihr kaltes Gesicht, ihr trockenes Gesicht, das wie Staub zu küssen sein musste, wie Staub zu küssen, wie Staub –». – Mit welcher finsterner Einfachheit ersteigt da die körperliche Vision dieses Mädchens aus den Verwicklungen dieser Liebe, und wie diese Zärtlichkeit grausam ist, wie sonderbar wollüstig dies leis grollende, schimpfende Ausklingen: dass ihr Antlitz dem Staube gleich sein müsse, anzufühlen wie Staub für den liebenden Mund.

Der Stil, in dem diese böse Liebesgeschichte von Vera Martin und ihrem Freund geschrieben ist, ist präzise bis zum Grotesken und Kalten, kompliziert grübelnd und suchend im Psychologischen, vielleicht von zu großem Aufwande gleichsam, nicht gehalten genug, überraschend immer wieder mit neuen Adjektiven und verblüffenden Formulierungen, beinahe barock.

Inhaltlich und als Dokument ist Ebermeyers Roman das Wesentlichere und Aufschlussreichere, künstlerisch und sprachlich ist Süskinds kleine Erzählung merkwürdiger und moderner. Wer sie gelesen hat, wird auch die nächsten Bücher ihres Autors lesen, deswegen schon, weil er nicht mehr vergessen wird, nicht mehr vergessen das Bild des einsamen jungen Mädchens, zum mindesten das Bild des toten Mädchens am Ende nicht – denn das ist das Stärkste beinahe in seiner zusammenfassenden Kürze: wie sie schwer im Stuhle sitzt, mit dem Rücken gegen das Fenster, als solle sie verhindert werden, den anbrechenden Tag zu sehen – abgewendet, als dürfe sie auch in dieser Stunde das Morgenlicht noch nicht schauen, dem ihre dunkelste Liebe gehörte.

W. E. Süskind ist drauf und dran, einen größeren Novellenband herauszubringen, auf den soll jeder ein Augenmerk haben, der sich für die so angezweifelten, und in der Tat so fragwürdigen Erzeugnisse dieser Jugend im Ernst interessiert.

Martin Raschke ist von gänzlich anderer Art als diese beiden, das sagen schon die Titel seiner beiden kleinen Bücher.¹⁾ Zwei Hefte sind es eigentlich nur, das erste eine Art Manifest, eine Rede in gehobener Prosa, die sich *Wir werden sein!* nennt, das zweite ist von kleinen Dichtungen eine Sammlung und heißt *Winde, Wolken, Palmen*. W. E. Süskinds Sprache ist witzig, schwierig und beziehungsreich, Ebermeyers Stil ist klar, ohne viel Hinterhalt und beinahe bieder – aber Martin Raschke ist pathetischer und sucht die größere Geste. Seine Rede ist steil, dithyrambisch und von leidenschaftlichem Aufwand, das lässt das, was er sagt, oft unreif erscheinen. Aber sein geistiger Ernst, die Intensität seines Glaubens sind ebenso stark und glühend nach innen als nach außen hin seine kindliche, schamlos-rührende Prophetengebärde. Das macht, dass sein Pathos nie komisch oder gar peinlich wirkt, sondern beinahe immer ergreifend und schön.

Seine Verse sind unreifer als seine gehobene Prosa. Hier ist noch allzu deutlich die Anlehnung an seine Meister, man glaubt fast, manches stamme von Trakl, manches von Arthur Rimbaud, manches scheint direkt aus dem *Zarathustra* genommen. « Mit Härte begegne ich dem Flüchtenden, das ist mein Mitleiden – », beginnt ein Spruch, den er « Gruß » nennt. Das ist Nietzsche direkt, ohne jede Beimischung eigenen Tonfalls. Aber ist der Titel dieser Gedichtsammlung nicht schön? *Winde, Wolken, Palmen* – in dieser naiven, überschwänglichen Zeile ist ein wahrhaft Rimbaudhaftes Rauschen und Freiheitssehnen. « Wir wollen einmal in die Ozeane fahren, » fängt ein kleines Gedicht an, das « Ruf » heißt, « wo nur noch Wasser, Sterne, Blutkorallen – Wo nur die Winde, Wolken, Palmen sind. »

Das *Winde-Wolken-Palmen*-Motiv ist aus dem Manifeste wörtlich übernommen. « Wir lieben die Stadt gleich Tausenden, » heißt es da einmal, « aber nie vergessen wir, dass es Winde, Wolken, Palmen gibt. »

Dieses « Manifest » liebt die großen Worte vielleicht noch gar zu sehr, aber hier spüre ich, unter dem pathetischen Aufwand, Atem und Willen neuer europäischer Jugend. « Hier steht keine Gruppe, keine Richtung, » fängt es gleich an – und wie könnte es schöner, vielversprechender anfangen. « *Wir wissen, Richtungen sind lächerlich geworden.* Noch, in den

¹⁾ Erschienen im Ziel-Verlag, Berlin.

Anfang sei es furchtlos geschrieben, ist dieses Manifest Willensäußerung, Bekenntnis eines Einzelnen. Aber schon treten mit ihm die Umrisse jener geschauten Generation schärfer aus dem süßen Dämmer europäischer Gelassenheit. » Später kommen wir zu hochgespannten Wutausbrüchen gegen Typen, die uns allen verhasst sind und immer verhasst sein müssen. « So sind alle die Dichterlinge, Industrieromantiker, Zukunftspropheten, Stückemacher, die eine Maschine für Gott halten, das fünfzigste Geschoss eines Wolkenkratzers für den Himmel, ein Hochhaus verzückt einem Dom gleich erachten und vor allem Mechanischen, Erklärbaren ihre elende Andacht verrichten, die ewigen Werte mit dem Geifer, der ihrem schundigen Munde immer entströmt, besudeln, da sie unfähig sind, ihre Umfänge zu ahnen. » Solchen Fluches aus diesem Munde mussten die Industrieromantiker gewärtig sein, denn dieser Mund hatte ja vorher, stolz und selig, ausgerufen: « Wir lieben die scharfgeschnittenen Leiber junger Automobile, wir bewundern die Konstruktionen neuer Geschäftshäuser, doch wissen wir, dass gleichzeitig Vögel, Panther, Wale sind. Unsere Stadt des Hirns kennt den Himmel und liebt ihn. Wir sind umfänglich genug, Könige zweier Reiche zu sein. »

Martin Raschke ist beinahe Kommunist, ich glaube, dass er von allen in der Luft liegenden Tendenzen den russischen am ehesten zugänglich ist. Aber er hat geschworen, zu keiner Gruppe zu stehen, ihm ist es klar, dass Richtungen lächerlich wurden. Zum absoluten und pharisäerhaft ausschließlichen Ideal des materialistischen Kollektiv-Menschen hat er noch nicht sich durchzuringen vermocht. « O Kameraden, » ruft er zwar aus, « wüsstet ihr, dass uns nichts klarer und deutlicher ist als dass das Brot, wenngleich es nicht der Güter köstlichstes darstellt, doch aller Güter, auch der kostbarsten, Voraussetzung ist. » Aber gleich fügt er hinzu: « Aber dass es das Einzige sei, um das es sich lohnt zu kämpfen, bestreiten wir. Mit der Eroberung des Brotes ist viel getan, aber wenig, wenn ihr nicht die Eroberung des Menschen folgt. »

Es ist schlimm, dass die Stimmen solcher jungen Redner und Propheten so wenig gehört und so gar nicht beachtet werden. Wer predigte ernster, wer bemühte sich inniger, als ein junger Dichter, wie dieser? Aber die Literaten langweilen sich, ihnen erscheint er vielleicht stilistisch nicht neu. « Ich höre das Gähnen derer, die Kunst als Beruf üben, ohne berufen zu sein, » ruft er drum selber, « höre ihren elenden Mund sprechen, dass dies alles nicht neu sei. Abermals sei gesagt: wir sind nicht gekommen, um neu zu erscheinen, wir sind nicht gekommen, um einer Welt zu genügen, die immer eine Mode sehnt. »

Es ist billig für Routinierte vom Fach, solchen Prophetenton zu belächeln, aber wer hat Ziele und Wesensart einer Generation reiner und mit höherem Ernste zu formulieren gesucht? «Eine Generation,» bestimmt er unseren Standort, «die immer bestrebt ist, den Punkt zu finden, wo sich Himmel und Erde nahe sind. Sie weiß um den Wert des Mysteriums, ohne die Bedeutung des Brotes zu vergessen.» So versucht er im selben Satze unsern Materialismus einzufangen und unsere Frömmigkeit. Vor diesem maßlosen, hungerissenen Pathetiker ersteht sogar noch der Traum einer neuen Einfachheit, die lebensnah ist: «Wir werden nichts sagen trunken von Klängen. Wir werden schlichtes Wort sprechen, schlichte Sprache bilden. Ich rede keiner Kunst das Wort, die einen Geist herrlicht, der nicht willens ist, sich auf die Welt zu stürzen, um sie in Gestalt zu zwingen.» Sein Stil klirrt noch und bäumt sich noch auf, aber solche Sätze sind schon erfüllt von der neuen Lebensfrömmigkeit, die wir alle meinen. «An die Wenigen, an die Inbrünstigsten, denen auch das Einfachste, Täglichsche lebendig und neu wird – wendet sich mein Mund und mein Sinn –» mit diesen Worten schließt er seine Schrift.

Und so schließt auch er in jenem Hamsunschen Geist, mit jenem Bekenntnis zum Leben, das das Geschenk unserer Verwirrungen ist und das alle Traurigkeit und Lustigkeit in sich enthält. Dieser Hamsunsche Geist, diese Frömmigkeit, macht das innerste Wesen der drei jungen Autoren aus, von denen ich sprach. Bei Ebermeyer, dessen einfache Bücher am meisten dazu geeignet sind, jungen Menschen Trost und Beruhigung zu geben, findet sie sich still, selbstverständlich, bescheiden – in der verzichtenden Melancholie zuerst und dann, im *Sieg des Lebens* bejahender, fester. Bei W. E. Süskind kann man sie an seiner Art zu sehen erkennen, an seinem beunruhigten, scherzhaft-zärtlichen, tiefersten Verhältnis zu allen Dingen. Bei Martin Raschke proklamiert sie sich entflammt aus jedem Wort.

Diesen Geist, den ich meine, formulierte Otto Flake neulich in einem schönen Essay, *Ehrenrettung der Zeit*: «Glatter Optimismus ist etwas, das an Widerlichkeit nicht übertroffen werden kann,» sagte er und sprach in unserem Sinn, «glatter Pessimismus ist so tief und böse wie der Krebs. Ein durch die Hemmungs- und Reinigungsapparate des Nein gedämpfter, kontrollierter und umschaltbarer Optimismus ist die spezifische Weltanschauung des Menschen von heute. Sagen wir genauer, der Schrittmacher von heute. Denn in der Justiz, in der Pädagogik, in der ganzen öffentlichen Sphäre findet sich von diesem Geiste nur erst wenig.»

Sieht man nun ein wenig deutlicher das noch so unklare Antlitz

dieser Generation, das die Radikalen von beiden Seiten immer wieder so gewaltsam entstellen? Vielleicht lag mir so viel nur daran, von diesen drei jungen Dichtern zu sprechen, damit am Schluss dieses Antlitz, von dem sie alle drei zeugen, klarer emporsteige. Man soll uns nicht unfruchtbare Melancholie vorwerfen dürfen und den radikalen Kraftprotz vitalismus der Expressionisten noch weniger. Ich weiß nicht, ob die drei Stellvertreter, die ich ausgesucht habe, damit sie reden sollen für uns, die drei größten Talente sind, in dieser Jugend. Aber wenn ihr die Bücher lest, die es von ihnen gibt, werdet ihr auf jeden Fall es erfahren, wie ernst und wie lustig wir's meinen.